

Musik macht warm

Thomas Beckmanns Cello singt, macht Politik und schafft ein Stück Gerechtigkeit - „Gemeinsam gegen die Kälte“.

Düsseldorf. Was ist Musik? Töne nur, die ein Komponist notierte? Falsch, sagt Thomas Beckmann. „Musik ist ein Ereignis.“ Braucht Interpreten, die sie in Zeit und Raum stellen, „Konzerte sind meinungsbildend“. Seine, Beckmanns, sind auch gute Taten.

Jetzt tourt er wieder, „Beckmann spielt Cello“, viel mehr steht nicht auf den Plakaten, weil jeder weiß: Thomas Beckmann musiziert „Gemeinsam gegen Kälte“, so heißt seine Aktion für Obdachlose. Seit Jahren schon, 500 Auftritte gewiss und eineinhalb Millionen Erlös. Ein „Notnagel“, sagt er bescheiden. „Man meint, man könne alle Probleme mit Geld lösen“, dabei sei das bloß ein Tauschmittel. Aber immerhin, Beckmann hat angefangen, 1993, als in seiner Heimatstadt Düsseldorf zwei Frauen erfroren, und niemand sah hin. Oder doch: „Die Leute sitzen hinter Butzenscheiben, knacken Austern und gucken sich das an.“

Beckmann ist wütend, heute noch, wie einer wütend ist, der Ungerechtigkeit nicht ertragen kann. Er weiß noch, wie sein Vater ihm als Kind erzählte, um die Bettler kümmere sich der Staat. Also: Wir alle. Der kleine Thomas begriff schon damals nicht: „Warum sitzt der dann da, wenn sich alle um ihn kümmern?“ 1993 dachte er ein weiteres Mal: „Das kann nicht sein“, und dieser Satz reicht, um seine Motivation zu erklären, fortan Benefizkonzerte zu geben. Dabei hatte er noch Angst, man werde ihm vorwerfen, sich produzieren zu wollen.

Das aber hatte Beckmann, heute 52, gar nicht nötig. Hatte sich früh in das Cello verliebt, hatte studiert bei Pierre Fournier und Pablo Casals, war Solist geworden, obwohl er „keinen Karajan hatte, der seine Hand über mich hielt“, und einer, der sein Instrument umbaute zu „raumfüllender Präsenz“. Für Beckmann selbst hatte es die immer schon: das lyrische Cello, „der menschlichen Stimme so ähnlich“, nicht Mann, nicht Frau, „ein Es“, das Herz und Seele anspreche: „der Sänger unter den Instrumenten“. Kann man schöner reden über Musik?

Für Thomas Beckmann gibt es auch nichts Schöneres als seinen Beruf, diese „handwerkliche Arbeit, die schöne Gefühle hervorrufft“. Dafür gibt der Künstler alles, „mein ganzes Leben steht zur Disposition“ und klingt, je nach Raum, doch stets anders: mal „intimer Charakter“, mal „orchestraler Sound“. Das fordert den Geist, und Beckmann, der einst auch Altphilologie studierte und Philosophie, hält das für unverzichtbar: „Musik findet nicht im Elfenbeinturm statt.“ Deshalb auch versteht er seine Konzerte als „Kontrapunkt in der marktschreierischen Gesellschaft“. Die Menschen, die zu ihm kommen, „stehen für etwas, wollen verändern“.

Manchmal blickt der Mann beim Reden so versonnen wie beim Cellospiel: die Augen zu und tief in sich versunken. Dann überdenkt er Sätze, die er jenen entgegenwirft, die finden, Obdachlose sollten besser arbeiten. Sagt, man müsse auch mal das Wort Barmherzigkeit in den Mund nehmen. Und dies ist für den erwachsenen Thomas der Staat: „Die Schwachen in die Mitte nehmen. Und schon gar nicht „wegdrängen: eine erbärmliche Haltung“. So etwas regt den Christenmenschen auf, wie auch Westerwelle, Hartz IV und Brioni, immer noch.

Man hört ihm gern zu, beim Sprechen wie beim Spielen. Manches erklärt er auch seinem Publikum, „damit es versteht und die Musik für sich zu einem Erlebnis macht“. Und dann „zimmert“ er seine Klänge in den Raum „wie eine Inneneinrichtung“. Seit Monaten schon allabendlich, wie hält man das aus? Er stellt sich vor, „ich würde immer spielen, das wär' einfach so“. Auf ein einziges Konzert kann man sich vorbereiten, Monate, Jahre. Beckmann hat täglich eins, „jedes ein Feuerwerk, da verausgabte man sich total“. Bekommt aber auch zurück: Begeisterung und „Wärme“, die Leute stehen auf, wenn Beckmann spielt, „das wirkt bis auf den Stoffwechsel“.

Bach gibt er viel und, ja wirklich, Charly Chaplin, und Schumann, in dessen Haus er wohnt. „Eine große Ehre“ und die Erfüllung eines Traums. Wo Klara Schumann einst Klavier spielte, ist heute die Küche. Beckmann selbst muss aufpassen, dass er dem Romantiker nicht zu sehr verfällt: „Lieber ein Beckmännchen als ein Schumännchen.“

Quelle: Westdeutsche Allgemeine Zeitung, Ausgabe vom 11.03.2010